

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gensche

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten

Nummer 31

Sonntag, den 27. Juni 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 27. Juni: Crescenz Petrus und Paulus. **Montag, 28. Juni:** Leo II. **Dienstag, 29. Juni:** Peter und Paul. **Mittwoch, 30. Juni:** Pauli Gedächtn. **Donnerstag, 1. Juli:** Theobald. **Freitag, 2. Juli:** Maria Heimsuchung. **Samstag, 3. Juli:** Eulogius

Fünfter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Matthäus 5, 20—24.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener sein wird als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen. Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht töten; wer aber tötet, der soll des Gerichtes schuldig sein. Ich aber sage euch, daß ein jeder, der über seinen Bruder zürnt, des Gerichtes schuldig sein wird. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Raca! wird des Rates schuldig sein; und wer sagt: Du Narr! wird des höllischen Feuers schuldig sein. Wenn du daher deine Gabe zu dem Altare bringest und dich dafelbst erinnerst, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß deine Gabe allda vor dem Altare und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und dann komm und opfere deine Gabe.

*

Fahre hinaus in die Tiefe! Das war das Jesuwort vom vorigen Sonntag, in die Tiefe der Gründlichkeit, die alle Halbheit und Oberflächlichkeit haßt. Das heutige Evangelium führt diesen Gedanken weiter und redet dem wahren aufrichtigen Verhältnis zum Nebenmenschen das Wort.

Verzeihen, vergeben, vergessen, wie selten ist doch diese Tugend geworden in den Familien, in der großen Völkfamilie sowohl wie in den einzelnen Familien der Gemeinde. Ist nicht der jetzige Krieg darauf zurückzuführen, daß Frankreich die große Demütigung seines Nationalstolzes von 1870/71 nicht vergessen wollte, sich fortwährend mit Rachegeanken trug und zur Erreichung seines Zieles jedes erlaubte oder unerlaubte Mittel ergriff? In der vorigen Woche las man in den Zeitungen von einer furchtbaren Blutrache in Sarbinien. Zwei in Geldangelegenheiten aneinander geratene Familien waren so in Feindschaft gekommen, daß sie sich durch Mord und Totschlag nacheinander bis auf drei oder vier ausrotteten, und diese vier geben sich auch jetzt noch nicht zufrieden, sondern fahren in ihrem wilden Haß und Blutdurst fort. Das sind allerdings zwei starke Fälle, und wir wollen damit den Franzosen und Italienern nicht alle Greuel und jede Unversöhnlichkeit zumuten, sondern an unsere eigene Brust schlagen. Denn auch unter uns, im eigenen Vaterlande und im Schoße der eigenen Familie sucht man oft vergeblich nach dem seltenen Blümlein verzeihen und vergeben. Manche Leute zahlen lieber eine schwere Summe, als daß sie das eine Wörtchen sagen: vergib mir, oder: sei mir wieder gut. Die Schiedsgerichte, die Amtsgerichte, die ja von oben herab gehalten sind, immer auf einen Vergleich hinarbeiten, wie stoßen sie oft auf Schwierigkeiten, auf Unnachgiebigkeit, Verschlossenheit, Perzeshärte und Unversöhnlichkeit, wo ganz gut ein Vergleich möglich wäre und viele Unkosten gespart werden könnten. Schon in der Schule, und noch vor der Schule, in der Kinderstube, wie oft trifft der Lehrer, die Mütter einen Charakter, einen harten Kopf, der von verzeihen und nachgeben nichts wissen will und das Elternherz mit banger Sorge für die Zukunft erfüllt. Und der Priester im Beichtstuhl, ach wie oft findet er für die Gnade unempfangliche Seelen, weil sie das Wort des Herrn nicht kennen wollen: Liebet eure Feinde.

Wie kommt es doch, daß es dem Menschen so schwer fällt, über erlittenes Unrecht hinwegzusehen und dem Beleidigten wieder freundlich zu sein? Weil hier der Mensch an seiner empfindlichsten Stelle getroffen wird. Der Mensch hört nichts lieber, als seinen Ruhm, seine Ehre verkünden. Er setzt sich nicht mehr zur Wehr, als wenn seine Stellung, sein Ansehen angetastet wird. Dieser Stolz hat seine Berechtigung und stammt aus einer ehrbaren Quelle. Er wird nur dann eine Schwäche, ein Fehler, wenn er sich einseitig auf unwahre und falsche Güter stützt. Der Mensch hat wirklich Grund, auf seine von Gott stammenden Güter stolz zu sein, auf seinen herrlichen Willen, der so stark, so mächtig werden kann, auf seine reichen Geistesgaben, die ihn so tief in die Geheimnisse der Welt und des Himmels führen, auf seinen schönen Leib, der, eine Welt im Kleinen, so kunstvoll eingerichtet ist und

bereinst noch Größeres schauen soll. Diese Werte, richtig betont und nach Herkunft und Ziel gerecht betrachtet, soll sich der Mensch nicht verkümmern lassen und auf ihre Achtung und Anerkennung vonseiten des Nächsten bestehen. Einseitig betont, führen sie aber zu Stolz und Empörung, zur Sünde. Die Sünde unserer Stammeltern, also die allererste Sünde auf Erden, war eine solche einseitige Betrachtung der Vorzüge des Menschen. Daß die menschliche Natur von ihrem hohen Thron, auf die sie unser Herrgott gestellt hatte, heruntergeworfen wurde, und zwar aus eigener Verschuldung, daß sie so tief gedemütigt wurde, das ist es, was sie auch heute noch nicht verschmerzt, und weswegen sie so oft das Haupt erhebt, um gegen den Stachel zu lösen. Es bedarf großer Ueberwindung, eines heldenhaften Charakters, langer Ausdauer und Geduld, um in diesem fortwährenden Streite zwischen der begehrenden menschlichen Natur und dem von der Gnade erleuchtenden Verstande den endgültigen Sieg auf die bessere Seite des Menschen zu bringen. Wer aber bewährt befunden, der hat einen hohen Grad von Tugend erreicht. Der Gegensatz des Stolzes, die Demut, ist der Gradmesser der Heiligkeit und das Kennzeichen großer starker Seelen.

Vergeben und vergessen ist kein Zeichen von Schwäche, wie es von den Modernen hingestellt wird, sondern geschieht in rechter Würdigung aller in Betracht kommenden Umstände. Ich darf auf ein Recht, das mir zusteht, verzichten, zumal dann, wenn dadurch ein großer Nutzen gestiftet wird. Wenn mich der Nebenmensch beleidigt und dadurch Strafe verwickelt hat, darf ich freiwillig von einer Verfolgung des Unrechtes absehen. In manchen Fällen freilich, wenn höhere Werte gefährdet würden, darf ich nicht absehen, sondern muß meine Ehre, meinen guten Namen mit allen Mitteln schützen. Die wertvollen Güter, die mein Verzicht im Gefolge hat, sind die Wiedergewinnung des Nächsten zur Liebe und Gemeinschaft, die Beendigung langer Feindschaften mit all ihren Lieblosigkeiten und Gehässigkeiten, die Macht des guten Beispiels. Diese Macht ist umso wirksamer, je höher die Person steht, die Verzeihung übt. Der Bürgermeister, der Pfarrer, der Lehrer einer Gemeinde, die die Hand zum Frieden reichen und den ersten Schritt tun, verdienen sich hohe Achtung. Vor einigen Jahren hat sich unser Kaiser hochherzig gezeigt, als er die alte Feindschaft seines Hauses mit dem Welfenhanse begrub und alles hinwegräumte, was der Versöhnung im Wege stand. Niemand hat ihn deshalb für einen Schwächling gehalten, sondern ganz Deutschland hat es ihm hoch angerechnet, daß er ein so schönes Beispiel von Versöhnlichkeit gab.

Eine überaus wirksame Zugkraft auf Beilegung von Streitigkeiten ist der Hinweis auf das Beispiel Jesu. Jesus hat das Gebot der Feindesliebe, die Pflicht der Versöhnung nicht nur in unzweideutigen Worten gepredigt, sondern auch selbst ausgeübt. Seine liebliche und anmutigen Züge so reiche Parabel von dem Verwundeten, der von seinem Nationalfeinde verbunden und aufs beste gepflegt wurde, seine eindringlichen Worte: Liebet eure Feinde und tut ihnen Gutes, mußte die bisherigen Anschauungen der Juden vollständig über den Haufen werfen. Der orientalische Grundsatz, der auch heute noch im Orient zuhause ist, Aug um Aug, Zahn um Zahn, war infolge der nahen Berührung mit der Heidenwelt zur öffentlichen und privaten Praxis in Israel geworden. Grundsatz der mosaischen Gotteslehre war er nicht. „Mein ist die Rache, und ich will vergelten zu seiner Zeit“ (5. Mos. 32, 35). „Du sollst nicht Rache suchen, noch des Unrechtes deiner Mitbürger gedenken“ (3. Mos. 19, 18). Das waren doch deutliche Aussprüche des Herrn. Aber noch fehlte das sichtbare Beispiel Jahuves. Da erschien die „Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes“, predigte das Evangelium der Feindesliebe, und in Erfüllung dieses neuen Evangeliums vergab Jesus allen Schimpf und jede Unbill, die seine Feinde ihm antaten. Und als er am Kreuze hing, betete er in unendlicher Liebe sogar für seine Feinde, das ergreifende Gebet: Vater, verzeihe ihnen. Und wenn es dir schwer fällt, Verzeihung zu üben, die dargebotene Hand der Versöhnung zu ergreifen, und der alte Groll dir zum Hals hinaufwürgt, dann sage dir: Hat man dich ungerecht unter Hohn und Spott zum Tode verurteilt? Bist du wie ein Verbrecher durch die Straßen der Stadt gezerrt worden? Hat man dir deine Ehre, deine Gesundheit, dein Leben genommen? Wenn nicht, dann darfst du nicht länger zaudern, darfst nicht unnachgiebig, unversöhnlich sein und eine Untersuchung anstellen, wer hat den ersten Schritt zu tun, oder vergebe ich mir auch nichts? Sondern all diese fleinlichen Erwägungen mußt du lähn und hochherzig verachten, deinem Feinde den Weg bereiten und allen ein Beispiel deiner christlichen Gesinnung geben. Wer hat mehr Charakter, der

Versöhnliche oder der Auerbittliche? Wer hat mehr Ansehen und Achtung bei den Menschen? Und wer hat mehr Ansehen, mehr Lohn und mehr Glück bei Gott?

„Selig sind die Friedensstifter, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden“. Kinder Gottes sind wir alle von Natur aus. Wenn hier aber die Friedliebenden, Versöhnlichen so genannt werden, dann hat diese Bezeichnung hier mehr zu sagen, dann stehen wir Gott auf besondere Weise nahe, ihm, dem Fürsten des Friedens (1. Kor. 15, 20), und dereinst werden wir als Kinder dieses Friedensfürsten mit ihm einziehen in sein Reich.

Wo überall du als Engel des Friedens, der Versöhnlichkeit auftreten kannst, da tue es. Du tust dann dasselbe, was Jesus getan hat, dessen Werk ja darin bestand, die Menschen mit dem schwer getränkten himmlischen Vater zu versöhnen, und der dieses heilige Werk auch jetzt noch fortsetzt im hochheiligen Opfer der hl. Messe. Friedensstifter auf dem Altare und Friedensstifter im Kreise der Menschen, zwei Tätigkeiten, die zusammenführen und zusammengehen hier und im Jenseits.

Bpe.

St. Johannes, des Heilands Vorläufer

Du ragst aus dunklen, kalten Erdentiefen
So geistesgroß — ein Gotteslicht — empor;
Du stehst mit ernstem Blick und strengem Worte
An einer neuen Welt gewalt'gem Tor.

„Was krumme Wege geht, werd' offnen Sinnes,
Demüt'gen Sinns, was stark und stolz sich bläht,
Dann wird euch reinen Herzens die Erlösung,
Die segnend schon in eurer Mitte steht!“

Du gingst zurück dann in der Wüste Dunkel
Es trat vor's Volk der milde Gottessohn.
Als vor dem Tod dein Geist noch einmal blühte,
Tras dich Prophetenlos, Prophetenlohn. —

Mir ist, als ständest du in unsern Tagen
Vor meinem Volk — wie einst so ernst und groß,
Ich hör' dein Wort: „Bereitet eure Herzen,
Daß würdig ihr empfangt ein glänzend Los!“

Seid rein und stark, daß sich des Friedens Gaben
Verlehren nicht zu unheilvoller Nacht,
Daß eure Kinder doppelt froh empfangen,
Was ihr erkämpft in blut'ger, heißer Schlacht!“

So ragst du uns aus drängend bangen Zeiten —
Ein heil'ger Seher — mahnen hoch empor;
Erlebe' uns doch, daß alle würdig stehen
An einer neuen Zeit gewalt'gem Tor!

P. S. B., O. F. M.

Aus dem Schatze liturgischer Schönheit

Die Wechselgesänge aus der Messe am Feste der Apostelfürsten.

Die katholische Kirche feiert heute das Fest der Apostelfürsten Petrus und Paulus; das Fest dessen, der aus einem armen Fischer das Haupt des großen Gottesreiches auf Erden wurde, und das Fest dessen, den die überreiche Gnade Gottes aus dem bestigsten Verfolger des Herrn zu seinem erfolgreichsten Herold machte. In der Liturgie des heutigen Tages ist der hl. Petrus fast ausschließlich der Gegenstand der hl. Feier; St. Paulus tritt da zurück, um am folgenden Tage, am Feste Pauli Gedächtnis, den Gläubigen zur Bewunderung und Nachahmung vorgestellt zu werden. Um nun zur Verehrung beider heiliger Apostel anzuregen, soll die liturgische Erklärung dem hl. Petrus gelten; der hl. Paulus soll in einem kurzen Lebensbilde gezeichnet werden.

Während die Lesungen des Breviers sich ganz in die Lebensschicksale des ersten Papstes verknüpfen, feiern die Wechselgesänge der Messe die Großtaten Gottes in der Leitung und Führung des hl. Petrus und seiner Nachfolger; selbst auf die Mitapostel des Heiligen, auf deren Nachfolger, die Bischöfe, und auf deren Helfer, die Priester, fallen die Streiflichter der hl. Gesänge.

Jedem, der aufmerksamen Auges die Geschichte der Kirche betrachtet, fällt der wunderbare Schutz auf, den Christus seinem ersten Apostel und dessen Nachfolgern gewährte. Der Introitus erinnert uns an ein Ereignis aus Petri Leben, das diesen auffälligen Gotteschutz so deutlich einleitete: „Nun weiß ich wahrhaftig, daß der Herr seinen Engel gesandt hat und mich entlassen hat der Hand des Herodes und aller Erwartung des Judentums. Herr, du erforschest mich und kennst mich; du kennst mein Sitzen und mein Aufstehen. Ehre sei dir, o Herr. Nun weiß ich usw.“ — Der eine Apostel, Jakobus, ist dem charakterlosen Herodes bereits zum Opfer gefallen; nun soll auch das Haupt der neuen Kirche getroffen werden, damit die Juden in ihrem blinden Hass die mißliebige Regierung des Ausländers zufriedener hinnehmen. Es ist am Abend des letzten Ostertages; am anderen Morgen soll Petrus mit dem Schwerte gerichtet werden. Herodes malt sich den Beifall der verblendeten Menge im voraus schon aus; diese selbst; vorab ihre Führer, freuen sich ebenfalls im voraus, daß gerade der Vorsteher der verhassten Nazarener sterben soll. „Aber die Kirche“ — heißt es in der hl. Schrift — „belebte ohne Unterlaß für ihn zu Gott!“ „Nicht hin, dort in Jerusalem

liegt die junge Christengemeinde auf den Knien, ihr Führer, ihr Vater liegt gefangen im Kerker. Nun siehe, mit ihren Gebeten rufen sie die Engel Gottes ins Gefängnis, und er führt den Petrus unverfehrt heraus!“ (Kaiserworte an die Chinesen 1900.) Dies Schauspiel hat sich noch oft wiederholt: Die Welt, die sich voll Jubel am Grabe des letzten Papstes wäht, die fliehende Kirche und der rettende Gott. Als der Totengräber von Balence den letzten Nagel in den Sarg Pius VI. schlug, rief er aus: „Das war der letzte Papst!“ Bald darauf regierte, mitten in den Wirren der Revolution gewählt, Pius VII. Schon oft konnte der Völkerhirt in Vatikan mit dem hl. Petrus ausrufen: „Nun weiß ich wahrhaftig, daß der Herr seinen Engel gesandt!“

Diesen wunderbaren Schutz, den der Herr seinen Stellvertretern und deren Mitarbeitern im Weinberge des Herrn erwies, verstehen wir so recht, wenn wir die Worte des Graduale hören: „Du wirst sie zu Fürsten setzen auf der ganzen Erde; sie werden deines Namens gedenken, o Herr! Anstatt deiner Väter werden dir Söhne geboren; deshalb werden dich alle Völker preisen!“ — Petrus, seine Mitapostel und ihre Nachfolger sind von Gott zu Fürsten bestellt auf Erden; sie sollen seinen Namen vor Könige und Völker tragen, sollen seine Gesandten sein an alle Geschlechter der Welt. Wie ein echter, charaktervoller Herrscher für seine Gesandten eintritt, die Schmach, die ihnen angetan wird, gleichsam als eine persönliche Beleidigung empfindet, so daß er selbst sein Geht unter die Waffen ruft, um seinen Abgesandten Genugtuung und Recht, Schutz und Hilfe zu verschaffen: so muß auch Gott für seine Gesandten eintreten, zumal sie ja Väter und Heimat, Gut und Alles verlassen haben, um ihrer Aufgabe ganz gerecht zu werden. Und der Herr hat dies immer getan; oft so auffällig! Er hat seinen Abgesandten aber auch zu reichem Lohne, statt der Väter, die sie verlassen, eine reiche Nachkommenschaft gut gearteter Söhne gegeben und ihren Namen selbst vor der Welt groß gemacht. Preisen in Wirklichkeit nicht alle Völker den armen Fischer aus Galiläa? Wohlt sich wohl über einem einzigen Herrscher dieser Welt ein solcher Grabdom, wie es die St. Peterskirche ist? Doch auch zu keinem Großen dieser Welt hat der Heiland die Worte gesprochen, die wir im Allelujaverse hören: „Alleluja! Alleluja! Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen. Alleluja!“ — Petrus war nicht immer Fels. Er war in der Leidensnacht schwächer als alle seine Brüder gewesen. Als dann aber der hl. Geist auf ihn herabgekommen war, war er ganz Fels. Dies zeigte er noch in derselben Stunde, als er unerschrocken vor die Menge trat und der Gottheit des Gekreuzigten herrlich Zeugnis gab; dies zeigte er in jeder Stunde seines späteren Lebens. In Wort und Schrift und Tat war und blieb er der Felsenmann, der die Schafe und Lämmer der Gottesweide gegen jeden Wolf mannhaft verteidigte, bis ein Heldenstod ihn von ihnen nahm. Die Geschichte Petri ist auch in dieser Hinsicht die Geschichte der nachfolgenden Päpste. War auch mancher von ihnen schwach dem Leibe nach, hatten selbst einige von ihnen an Schwächen und Fehlern schwer zu tragen; kein einziger hat der kirchlichen Lehre heilig Gut verraten; ohne Ausnahme haben sie sich als Päpste in der Felsenatur der Kirche bewährt, so daß das Wort des hl. Leo ewig wahr bleibt: „Auch in einem weniger würdigen Erben geht des Petrus Gewalt nicht verloren!“

Während der Priester Brot und Wein opfert, wiederholt der Chor mit unbedeutender Abänderung die Anfangsworte des Graduale: „Du wirst sie zu Fürsten setzen auf der ganzen Erde, sie werden deines Namens gedenken, o Herr, von Geschlecht zu Geschlecht.“ — Das vornehmste Amt heidnischer Könige und Fürsten war, den Göttern zu opfern. Gerade, wenn sie dieses hehren Amtes walteten, sah das Volk in ihnen so recht die Führer und Schlichter, gerade dann begegnete es ihnen mit tiefer Ehrfurcht. Im Vergleich zum neuteamentlichen Opfer verbleichen nicht nur alle Heidenopfer, selbst der Gottesdienst des auserwählten Volkes ist nur vorbildlicher Schatten. Und dieses immerwährende Opfer hat der Herr dem Petrus, seinen Mitaposteln, deren Nachfolgern und Helfern übertragen. Und es ist eine wahrhaft königliche Handlung, wenn der Nachfolger Petri, umgeben vom Glanze eines uralten, heiligen Ritus, die Opfergeheimnisse des neuen Bundes feiert! Es ist ein wahrhaft fürstlicher Anblick, wenn der Apostel Nachfolger, die Bischöfe, wandelnd und segnend an heiliger Stätte stehen! Und Könige und Fürsten beugen sich in Ehrfurcht, wenn ein einfacher Priester am Altare die Erinnerung an des Heilandes Leiden bezeugt, seines „Namens eingedenk ist von Geschlecht zu Geschlecht!“ Gerade opfernd ist Petrus — und ebenso die Priester der kathol. Kirche alle — Fürst wie keiner!

Die Worte des Kommunionverses: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen!“ haben wir schon zwischen dem jubelnden Alleluja vernommen; doch hier haben sie eine ganz besondere Bedeutung. Die Lehre vom allerheiligsten Altarsakramente hat nur auf dem Felsen grunde Petri und der katholischen Kirche die Jahrhunderte überdauert. Rein und unverfehrt, wie es im Abendmahlsaal aus dem Munde des Erlösers kam, erstrahlt dies Sakrament in ihrem Heiligtume, während es in der Lehre der Sekten zum bloßen Zeichen herabgesunken ist. Diese wunderbare Lehre wurde nicht nur ohne Makel unserer Zeit überliefert, von der Kirche wurde sie ins Volk hineingetragen, mitbringend gemacht fürs ewige Leben. In allen Jahrhunderten hat sie den Gläubigen zugerufen: „Kommt her, zum Mahle eurer Seelen, daß ihr stark und ungefährdet wandert bis zum Berge Gottes!“ Wie hat doch

Plus X., der Papst, der Apostel der täglichen Kommunion, die Welt hineingerissen in die Bogen der eucharistischen Bewegung, die sicher und gefahrlos hinübertragen zum Strande einer seligen Ewigkeit! Ja, herrlich passen zur Spendung der hl. Speise die Worte: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen!“

Petri Schut, Petri Größe, die mit ihm nicht starben, sondern von Geschlecht zu Geschlecht weiter leben: das sind die Grundgedanken der heutigen Wechselgesänge. Möchte doch dieser so wunderbar erhöhte und geschützte Apostelfürst bitten, daß an uns allen wahr wird, was die Kirche im Kommuniongebete erfleht: „O Herr, bewahre uns, die du mit himmlischer Speise gesättigt hast, durch die Fürsprache der Apostel vor aller Widerwärtigkeit. Durch Christum unseren Herrn, Amen!“

P. S. B., O. F. M.

Der hl. Paulus — der große Heidenapostel

Für Christum arbeite ich, indem ich kämpfe in seiner Kraft, die er in mir mächtig wirkt.
(Koll. 1, 29.)

(30. Juni.)

Wenn man vor den Erfolgen eines bedeutenden Menschen steht, fragt man sich unwillkürlich: „Wie hat er solch Großes erreicht und errungen?“ Man wird nie mit der Antwort irre gehen: „Weil er sich seiner Aufgabe so ganz und gar hingab!“ Denn „wer den Sinn aufs Ganze hält gerichtet, dem ist der Streit in seiner Brust geschlichtet“ (Schiller); er wirkt ungeteilt nur nach einer Richtung, so muß er weit kommen, selbst wenn er nur gewöhnlich begabt ist. Ist er aber ein Großer im Reiche der Geister, und tobt in seiner Brust kein hindernder Streit, so daß nur ein Ziel hoch und hehr vor ihm schwebt, dann muß er auch Großes erreichen. Dies ist das Geheimnis aller Erfolge auf allen Gebieten, auch auf dem Gebiete der Seelenarbeit, wo ein ganz Großer ist: St. Paulus. Des Heiligen Geburtsstadt ist Tarsus im südöstlichen Kleinasien. Da seine Vaterstadt das römische Bürgerrecht besaß, war auch Saulus — den Namen Paulus nahm er nach der Bekehrung des römischen Prokonsuls Paulus an — ein römischer Bürger; trotzdem aber auch ein strenggläubiger Jude. Die religiöse Richtung in der Familie wies ihn in die Schule des berühmten Gamaliel, wo er zu einem feurigen Eiferer des Gesetzes heranwuchs; er schloß sich deshalb auch den Pharisäern an. Als Pharisäer haßte er ingrimmig das lähn aufstrebende Christentum, und bei der Steinigung des ersten Christenmartyrers bewachte er die Kleider der Henker, die Tat aller gleichsam billigend. Nicht lange darauf ist er mit großen Vollmachten unterwegs nach Damaskus, um die verhasste neue „Sekte“ bis in die äußersten Schlupfwinkel zu verfolgen. Des Heilands wunderbare Gnade und Erscheinung wirft ihn zu Boden, macht ihn blind, um ihn dann wahrhaft sehend und wahrhaft stark und groß zu erheben zum auserwählten Rüstzeug der Heidenbekehrung. Nach gnadenvollster Vorbereitung, erhält er von den Aposteln seine Sendung, nun selbst der große Apostel, der große Eroberer der Seelen.

Dreimal durchzieht er die bekanntesten Provinzen Asiens und Europas: in Palästina, in Syrien, in Kleinasien, in Thrazien und Griechenland streut er mächtigen Wurfs den Samen des Wortes Gottes. Vor Juden und Heiden tritt er auf, allen alles, um alle zu gewinnen. Und wo er auftritt, reißt die Macht seiner Persönlichkeit und seines Wortes die Herzen in den Bann dessen, der als König in seinem eigenen Herzen thronte. Ueberall entstanden blühende Christengemeinden, denen er beim Abschiede erleuchtete und eifrige Hirten an die Spitze gab. Kein weltlicher Eroberer hat in gleichem Siegeszug die Welt durchzogen und dauerndere Eroberungen gemacht; kein weltlicher Eroberer setzte aber auch so sein Alles ein. Nichts hielt ihn zurück, keine Lebensgefahr, keine Seelennot. Er wußte eben, daß er eine Religion verkünde, der widersprochen werden sollte. Dieser Widerspruch gegen seine Lehre und Person wurde immer mächtiger und brachte ihn im Jahre 59 zu Jerusalem so in Gefahr von Seiten der Juden, daß er schließlich die Gnade und das Recht des römischen Kaisers anrufen mußte. So kam er 61 nach Rom, zur Königin der Welt, das durch Petrus auch zum religiösen Mittelpunkt der Welt erhoben worden war.

Sein zweijähriger Aufenthalt in Rom endete mit einer glänzenden Freisprechung. Seine Haft war so gelinde gewesen, daß er auch trotz seiner Banden reiche Apostelarbeit leisten konnte. Hier, in Rom, schrieb er einen großen Teil seiner herrlichen Briefe, die seine frühere seelsorgliche Tätigkeit in den Gemeinden volenden, die Gläubigen festigen sollte, die aber auch den kommenden Geschlechtern die christlichen Wahrheiten in wahrhaft göttlichen Schriften überlieferten. Kein Apostel hat all die tiefen Glaubenswahrheiten, all die Pflichten des christlichen Lebens, all die Verheißungen der heiligen Religion so eingehend behandelt wie Paulus — so in Wahrheit der Lehrer aller Völker!

Nach seiner Freilassung begann er von neuem seine Eroberungszüge nach unsterblichen Seelen — bis nach Spanien gingen seine Pläne und Arbeiten. Doch schon nach drei Jahren zogs ihn wieder hin zu seinen geliebten Römern. Nach neuer erfolgreicher Arbeit rief ihn der Herr beim zugleich mit dem großen Mitapostel, dem Vater der gesamten Kirche; Petrus wurde auf dem Hügel des Vatikan gekreuzigt; Paulus an der Heerstraße, die nach Ostia, zum Meere führt, enthauptet — am 29. Juni des Jahres 67.

Weil St. Paulus seine ganze Persönlichkeit mit den herrlichen Leibes- und Geistesgaben, mit der wirksamen Gnade seines

Gottes für seine große Aufgabe ganz und voll einsetzte, war sein Wirken trotz aller Widerwärtigkeit, trotz aller Verfolgung von Seiten der Juden und Heiden so segens- und erfolgreich, daß wir es nur in staunender Bewunderung betrachten können. Jeder Mensch hat von Gott, wie St. Paulus, eine Aufgabe gestellt bekommen, mag sie nun auf einen großen oder kleinen Kreis gehen. Du wirst, lieber Leser, dieser deiner Aufgabe gerecht; wenn auch du dein ganzes Können, ob groß oder klein, einsetzt; sei als Christ, sei als Bürger, sei in der engen Familie, sei in der größeren Gemeinde. Du überall ganze Tat! Vor Gott und den Menschen! Keine Halbheit in Erfüllung deiner religiösen wie bürgerlichen Pflichten, sonst bleibt all dein Wirken Stückwerk, das hier allenfalls voll genommen wird, vor Gott nie! Tuß du deine Pflicht ganz und voll nach besten Kräften, wenn auch im kleinsten Kreise, im verborgensten Winkel, dann bist du vor Gott ein Großer, und auch dir gilt das Wort: „Weil du über Weniges getreu gewesen bist, will ich dich über Vieles setzen!“ — Wir gebrauchen ganze Männer, ganze Frauen — gehöre du zu ihnen!

*

Stell dich in Reih und Glied, das Ganze zu verstärken,
Mag auch, wer's Ganze sieht, dich nicht darin bemerken:
Das Ganze wirkt, und du bist drin mit deinen Werken.

(Rückert.)

P. S. B., O. F. M.

○ Noch zwei

Skizze von Willy Berhezen.

Ueber der südbrasilianischen Steppe lagert die Mittagssonne, heiß brennend. Die unteren Luftschichten flackern leise in dem grellen Licht. Kein Mensch und kein Tier ist zu sehen. Vor dieser grellen Glut flüchtet alles.

Seino Vellert sitzt vor seiner Farm unter dem schattigen Vorbau. Sein Blick schweift über die endlos sich deh nende, gelbgebrannte Fläche.

Plötzlich erklingen Hufschläge, Seino schaut auf. Gerard Welter, der Sohn seines nächsten Nachbarn, steigt vom Pferde und tritt auf ihn zu. Herzlich schlug er in die dargebotene Hand ein.

„Dich muß etwas ganz Besonderes hierherführen. In dieser Hitze setzt sich kein Mensch aufs Pferd, um drei Leguas weit spazieren zu reiten.“

Gerard lästete den breitrandigen Sombrero und wuschte sich den Schweiß von der Stirn.

„Dabei bin ich geritten, was das Pferd nur laufen konnte. Das arme Tier.“

„Ich bin begierig, deine Neuigkeiten zu hören.“

„Es ist nur eine: Deutschland liegt schon seit Wochen im Kriege.“

Seino schaute seinen Besucher an, als könne er die Botschaft nicht verstehen. Dann reckte er seine Gestalt höher, jede Muskel an dem hageren, sehnigen Körper streckte sich.

„Wie hast du es erfahren?“

„Vor drei Tagen war Vater zur Villa (Stadt) geritten, verschiedenes zu besorgen. Wir erwarteten ihn erst nächste Woche zurück. Aber heute morgen kommt er in rasender Eile heran. Sein Pferd konnte kaum noch weiter. Er war noch nicht abgestiegen, als er mir auch schon zurief, zu dir hinüber zu reiten, es zu melden. Und als ich noch Einwendungen machte, wurde er sogar ungehalten und trieb mich zur größten Eile.“

„Das ist alles, was er wußte?“

„Mehr sagte er mir nicht.“

„Ich muß mehr erfahren. Komm herein und ruhe dich aus. Ich werde sofort hinüberreiten, du kannst dann später nachkommen.“

„So warte doch, bis die schlimmste Hitze vorüber ist. Einige Stunden werden wohl nichts ausmachen.“

„Das denkst du. — Nein, ich habe nicht eher Ruhe, als bis ich alles weiß. Jeder Nerv in mir ist in Aufregung.“

„Ich kann es dir nachfühlen. Aber ich will doch mit. Was soll ich allein hier machen, und dann möchte ich doch gern dabei sein, wenn Vater erzählt. Nachher erfahre ich es nur halb.“

„So is und trink schnell und komme. Ich warte nicht lange.“

Gerard schüttelte den Kopf.

„Du bist genau so aufgeregt, wie der Vater. Warum nur? Wir werden doch hier vom Kriege gar nicht berührt.“

Schwer legte Seino die Hand auf die Schulter seines Freundes.

„Gerard, du bist Brasilianer, hier geboren und erzogen. Deshalb will ich den Vorwurf nicht hören, der in deinen Worten liegt. Meinst du, ein Deutscher könnte ruhig sein, wenn er hört, daß sein Vaterland angegriffen wird?“

„Ich kann deinen Worten nicht folgen, Seino.“

„Wie solltest du auch? Du kennst die Sehnsucht nicht, die uns Deutsche immer wieder dorthin zieht, wo wir geliebt und geliebt. Die stärker wird, je länger wir fern bleiben müssen und die uns selbst dann nicht verläßt, wenn wir meinen, alle Bräuen hinter uns abgebrochen zu haben.“

Bei den letzten Worten glänzten seine Augen feucht. Ein tiefer Schmerz lag darin.

„Doch komme. Man bringt die Pferde. Ich habe keine Ruhe mehr.“

Pluch Gerards hatte sich eine Unruhe bemächtigt. War sie von Seino auf ihn übergegangen, oder regte sich auch sein deutsches Blut?

In der Gestalt hatte er zwar sehr wenig von einem Deutschen. Er

ähnelte mehr seiner brasilianischen Mutter. Klein und zierlich gebaut, reichte er seinem Freunde kaum über die Schulter. Auch das schwarze Haar und das gelb getonte Gesicht mit den dunklen Augen ließ nicht vermerten, daß er deutscher Abstammung war. Nur die Sprache beherrschte er ziemlich gut.

Die beiden Männer ritten, was die Kleinen ausdauernden Pferde laufen konnten, trotzdem stand die Sonne schon ziemlich tief, als Heino die Farm seines Nachbarn vor sich liegen sah.

Noch halb im Jagat sprang er ab, seinem Freund Karl Wehler beinahe in die Arme.

„Ich dachte mir, daß du sobald als möglich herkommen würdest, deshalb schickte ich Gerard, ohne ihn lange mit ausführlichen Berichten, die er doch nur halb verstanden hätte, aufzuhalten.“

„So ist es wirklich wahr?“

„Weider. Doch hier lies selbst. Ich habe alle Zeitungen mitgebracht, die ich aufreiben konnte.“

Gerard griff Heino nach dem bargereichten Bündel. Die Blätter lagen zwar etliche Zeit zurück, doch für hier waren sie noch neu.

Seine Augen leuchteten, die Hände ballten sich zu Fäusten.

„England, Frankreich, Rußland, Belgien — vier Feinde! — Und sie werden es doch nicht betreten, und wenn noch mehr kommen.“

„Viele Feinde sind des Hais Tod. Bedenke das wohl, Heino.“

Der alte Wehler schüttelte bedenklich den Kopf.

„Wir stehen allein und müssen unsere Front teilen. Dadurch wird die stärkste Macht zersplittert.“

„Was liegt daran. Mag doch jeder von einer anderen Seite kommen. Sie werden unser Heer nicht überwältigen. Du kennst es nicht, wie ich es kenne.“

„Du bist allzu optimistisch, glaube ich. Ich bin beinahe dreißig Jahre im Auslande und habe gelernt, auch unsere Schwächen zu sehen. Du bist noch zu jung. Es fehlt dir das objektive Urteil.“

„Wah, was heißt Schwächen. Du wirst in dieser Zeit keine sehen, das glaube mir. Ein jeder wird sich bewußt sein, was er jetzt zu tun hat. Niemand, auch ich nicht, wird sich dem entziehen.“

„Du willst hinüber?“

„Ja.“

„Bedenke, was du tust, Heino. Hast du veraessen, weshalb du nach Südamerika kamst?“

„Nein. Aber vielleicht wird meine jetzige Rückkehr es vergessen lassen. Zwar werde ich nicht die silbernen Achselstücke tragen, wie früher einmal, doch werde ich auch im Noth eines Musketiers meine Pflicht erfüllen können.“

Karl Wehler schüttelte leicht den Kopf.

„Man wird erfahren, daß du früherer Offizier bist und leichtsinniger Streiche wegen gehen mußt. Das hängt sich an einem, besonders in unserem guten Deutschland.“

Heino zuckte die Achseln.

„Mag man mit mir machen, was man will, ich halte da aus, wo man mich hinstellt.“

„Und deine Farm? Du bist Anfänger, und eine lange Abwesenheit könnte vieles zugrunde richten, was eifriger Fleiß begonnen.“

„So schlimm wird es wohl nicht sein. — Und dann habe ich doch meinen Freund Karl Wehler, der schon ab und zu einmal nach dem Achten sehen wird.“

Lächelnd streckte Heino seine Hand hinüber.

„Das werde ich, so wahr ich ein Deutscher bin. Grüße mir das alte Land da drüben. Am liebsten ginge ich gleich mit, aber die Knochen sind zu alt und steif geworden. Gehe mit Gott, meinen Segen hast du.“

„Dann gib ihm mir auch, Vater. Ich werde mitgehen.“

Sprachlos schaute Karl Wehler auf seinen Sohn, auch Heino maß ihn mit erstaunten Blicken. Dann streckte er ihm freudig die Hand hin.

„So bleiben wir auch fernerhin zusammen als gute Kameraden.“

„Wer Kind, Gerard, wie kommst du darauf?“

„Du wolltest selbst mit, Vater, aber dein Alter läßt es nicht zu. Deshalb tritt dein Sohn für dich ein.“ Damit konnte ich auch einmal nach Deutschland und kann endlich meinen brennenden Wunsch erfüllt sehen.“

„So gehe. Doch kannst du nicht ermessen, wofür du hinausziehst, aber du wirst es erfahren und das wird dich manchmal aufrichten müssen. Heino, habe dein Auge auf ihn. Er geht von der freien Steppe weg in eine feste schematische Bucht, das wird ihm manchmal sehr hart ankommen. Dann sei ihm zur Seite.“

„Dazu bedarf es keiner Bitte.“

„So kommt glücklich hinüber und bring ihn mir wieder heim.“

„Das letztere liegt noch nicht in meiner Macht. Aber über das erstere kannst du beruhigt sein. Niemand wird zwei Brasilianern, die nach Holland reisen, um auch während des Krieges Geschäfte machen zu können, etwas anhaben wollen.“

Als Karl Wehler die beiden Gestalten am Horizont verschwinden sah, konnte er es nicht hindern, daß zwei helle Tropfen in seinen grauen Bart rannen, so sehr er sich auch dagegen anstremte.

Einige Monate später sagte Gerard zu seinem Freunde Heino:

„Jetzt, wo ich Deutschland in seiner Größe gesehen, verstehe ich erst, was du mir sagtest, als ich dir die erste Botschaft vom Kriege brachte.“

Ein Sonnenstrahl

Auf dem stillgewordenen Schlachtfeld, neben einem Gebüsch, liegt ein Soldat. Er blutet aus einer schweren Wunde am Hinterkopf, er hat die Augen geschlossen vor Ermattung. Langsam schwinden die Kräfte.

Viele Leichen liegen um ihn. Seine verwundeten Kameraden hat man fortgeschafft in die Lazarette, ihn fand man nicht. Stürmisch wie die Schlacht war der Tag, kalte Winde wehen über das weite, zerstämpfte Gefilde, ein Hagelschauer geht nieder.

Der Verwundete schlägt die Augen auf. Er besinnt sich; das Grauenhafte des Tages kommt ihm nach und nach in die Erinnerung. Er versucht, sich zu erheben, der andauernde Blutverlust hat ihn so geschwächt, daß es ihm unmöglich ist. Er lächelt bitter: Wieder einmal hat man gerade ihn vergessen, wie so oft in seinem Leben, ihn den Träumer, den Gräbler. Er blüht um sich, schließt die Augen vor Entsetzen. Also, das ist das Ende! Im Anblick des blutgetränkten Schlachtfeldes, in Gesellschaft seiner verstümmelten und zersehten Kameraden, wird ihm sein letztes Stündlein schlagen!

Er überblickt sein Leben. War es überhaupt wert „Leben“ zu heißen? Seine Erinnerung reicht zurück bis zum Todestage seiner Mutter, dann kam die Fremde ins Haus und er wurde lieblos hinausgestoßen. In der Lehre ertrug er den Meister gar zu oft in tiefem Sinnen, es trug ihm jedesmal eine Ohrfeige ein. Konnte er für sein Wesen? Warum war er nicht wie die anderen? Warum mußte er grübeln, wenn die Kameraden fröhlich den Augenblick genossen? Warum kamen oft in dunkler Nacht die heißen Tränen, wenn ein schöner Tag vorüber war?

Am Sonntag hatte er frei. Er ging ins Freie. Stundenlang konnte er am Teich sitzen, hatte in das Wasser gestarrt, hatte gebetet.

In seiner Kirche konnte er nicht beten, seit . . . ja, seit er einmal in der Weihnachtsmesse in der katholischen Kirche war, und dann wieder am Weißen Sonntag. Er wurde den Gedanken nicht wieder los seitdem; immer wieder der Drang, die Sehnsucht, katholisch zu werden.

Eingeschlummert waren diese Gedanken wohl von Zeit zu Zeit, aber der geringste Anlaß genügt, ihm die alte Sehnsucht in die Seele zu tragen. Und jetzt in seiner Sterbestunde kommt es über ihn mit aller Macht, das alte Leid, die alte Sehnsucht.

Mußte er sterben in seinem Zweifel? Warum kam ihm nicht die Klarheit, um die er gar so oft gebetet?

Der Verwundete stöhnt vor Seelenqual. Unter Anstrengung seiner letzten Kraft öffnet er den Rockfalten, zieht ein Medaillon der allerheiligsten Jungfrau hervor. Er trägt es seit dem Tag, da er ins Feld zog; er hat es treu verehrt, er brüht es auch jetzt inbrünstig an seine Lippen. „Heilige Jungfrau!“ betet er dabei. „Wenn du die Gebete der Menschen erhören kannst, dann hilf auch mir in meinem Leid. Laß mich nicht im Zweifel sterben. Ich habe die Wahrheit seit meines Lebens gesucht und nun geht's zu Ende. Zerreiße die Nebel, die auf meiner Seele lasten, schick mir Licht, o, nur einen Sonnenstrahl!“

Leise bricht die Abenddämmerung herein. Von Ferne bringt Kanonendonner an das Ohr des sterbenden Kriegers. Seine Sinne drohen sich wieder zu verwirren.

Da bricht ein Sonnenstrahl durch die schweren Wollen, ein Regenbogen wölbt sich über dem Schlachtfeld.

Robert sieht ihn, sein Auge leuchtet, er denkt an ein Marienbild, wo er die milde Mutter mit dem Kinde, überstrahlt vom Lichte des Friedensbogens, in der Nische einer Franziskanerkirche sah. „Ja, Mutter, ich will zu dir und deinem Kinde. Meine Sünden reuen mich; nimm mich als deinen Schilling an . . .“ Leise marmeln die Lippen im Todesfiebertraum; das Ende naht.

Ueber das Schlachtfeld geht einsam ein Priester; auch er sieht den Regenbogen. „Das Zeichen des Bundes für die, die hier ruhen im ewigen Frieden.“ Er findet Robert, sieht das Marienbild in seiner Hand, und lächelt: „Ein treuer Katholik“, sagt er, da er ihm die Augen zudrückt. „Die Gottesmutter wird ihren Getreuen beim Sterben nicht verlassen haben.“

(Erh. u. Erb.-Stunden.)

Ganz sei der Sieg

Es schreit der Krieg durch deutsche Lande,
Es redt die Not ihr jammervolles Haupt;
Denn tausend Frauen, tausend Kinder
Sind des Ernährers rauh beraubt.

Da sorgt kein treues Vaterauge
Daß Kindlein fröhlich spielen kann;
Da bringen keine schwiel'gen Hände
Was Tagesarbeit schwer gewann.

Sie alle steh'n in Wehr und Waffen,
Erfüllen edel hohe Pflicht.
Und manches dieser Männeraugen
Im Schlachtgewühl erstarrend bricht.

Was dann? — Wer sorgt für Frau'n und Kinder,
Die hilflos stehen und allein?
Die müßen — das verlangt der Tote —
Vor jeder Not bewahrt sein.

Dann ist der Krieg erst ganz gewonnen,
Wenn Hunger, Elend wir besiegt;
Wenn sich zu deutschen Heldenkräften,
Der Adel deutscher Seelen fügt.

Heinrich Carl May im Felde.